

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, 1807

[Insekten]

[urn:nbn:de:bsz:31-263120](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263120)



Schädliche Insekten aus heißen Ländern.

Die heißen Länder erzeugen weit mehr giftige Thiere, als kalte Gegenden; dieß findet sich sonderlich unter den Insekten. Gegenwärtige Tafel liefert einige dergleichen.

Nro. 1. Die größte Surinamische Spinne.

Sie lebt in Surinam auf den Bäumen, ist durchaus rauh und haaricht, und nähret sich hauptsächlich von einer großen Art Ameisen. Sie ist so stark, daß sie sogar kleine Vögel, und sonderlich Kolibri in ihrem Neste überfällt, und ihnen das Blut aussaugt. Sie hat zwey scharfe Fresszangen, und ihre Bisse damit sind sehr gefährlich und giftig. Die großen Zug- oder wandernden Ameisen sind ihre Feinde; denn wenn diese auf ihrer Wanderung begriffen sind, wird sie von ihnen in ungeheurer Menge angefallen, und getödtet.

Nro. 2. Eine Tarantel.

Taranteln sind eine Art Spinnen, die vorzüglich in Italien, aber auch in mehreren heißen Ländern gefunden wird; und von denen man sonst erzählte, daß ihr Biß den Menschen in eine Tollheit versetzte, die nur durch eine gewisse Musik, und heftiges Tanzen geheilt werden könne, welches aber eine Fabel, und völlig ungegründet ist. Es gibt mehrere Arten von Taranteln, als braune, rauhe, wie gegenwärtige; gelbe, röthliche, glatte. Ihr Biß macht zwar eine schmerzhaftige Geschwulst und Entzündung, ist aber selten tödtlich, wenn die Wunde nicht vernachlässigt wird.

Nro. 3. Die Orange, oder Curassao - Spinne.

Diese kleine Spinne ist eine der giftigsten, die man kennt. Sie heist die Orange, weil sie ein Orangegelbes Fleckchen auf dem Rücken hat, und lebt in der Erde unter Baumwurzeln. Sie hat wider alle Art der gewöhnlichen Spinnen nur 6 Füße. Ihr Biß ist so giftig, daß ein Mensch, der von ihr verwundet wird, in Wahnsinn, und heftige Konvulsionen fällt, und nur mit Mühe zu retten ist.

 Nro. 4. 5. 6. Der Skorpion.

Der Skorpion gränzt zunächst an die Krebse, und ist als ein sehr giftiges Insekt bekannt. Er lebt fast in allen heißen Ländern, sonderlich in Amerika, Ostindien, Afrika, Italien, und im südlichen Frankreich und Deutschland im Gemäuer, alten Breterwerk, u. s. w. ist jedoch an Größe, und Schädlichkeit sehr verschieden. Der größte und gefährlichste ist:

Nro. 4. Der Indianische Skorpion. Er ist so groß, wie ein mittelmäßiger Krebs; und hat herzförmige Scheren. Sein krummer Stachel am letzten Gliede des Schwanzes, aus welchem er, indem er sticht, zugleich ein Tröpfchen Gift in die Wunde spritzt, ist es, was ihn so gefährlich macht.

Nro. 5. Der Amerikanische Skorpion, etwas kleiner als der vorige, hat schotenähnliche rauhe Scheren, lebt vornehmlich in Brasilien, und ist fast noch giftiger als die 1. ste Art.

Nro. 6. Der Italienische, Deutsche und Französische Skorpion, ist ganz klein, etwa ein bis zwei Zoll lang, und minder gefährlich. Sein Biß macht zwar auch eine brennende Geschwulst, wird aber durch ein wenig Skorpionöl, das man auf die Wunde streicht, leicht wieder geheilt.

Die Spinnen.

(*Aranca.*)

Einem schicklicheren Namen, als der Name Spinne oder Spinnerin, konnte man wohl für ein Insekt nicht wählen, welches eine so bewundernswürdige Kunst, Gewebe zu machen, besitzt. Außer den Phalänenraupen findet man bey keinem Insekt diese Kunst. — Das Spinnengeslecht ist an Gattungen sehr zahlreich, und schon bey dem flüchtigsten Anblick leicht von andern Insekten zu unterscheiden. Die allermeisten haben acht Füße und acht Augen. Vorn am Kopfe stehen zwey Arme, welche den Füßen gleichen, doch nie von den Spinnen auf die Erde gesetzt werden, sondern die ihnen nur zum Betasten und Umwenden der gefangenen Insekten dienen. Am Maule sitzen zwey Fangeklauen, die bey einigen (z. B. den bekannten Hausspinnen) im Ruhestande einem eingelegten Messer gleichen. Diese Fangeklauen haben da, wo sie am Kopfe ansitzen, starke Zähne, womit die Spinne ihre Beute festhält und umbringt. Um sie auszufaugen, steckt sie die Spitzen der Fangeklauen, welche hohl sind, in den Körper derselben, und zieht so Blut und Säfte rein heraus. An dem weichen, meistens runden oder ovalen Hinterleibe der Spinnen, welche ein Gewebe machen, finden sich 5 bis 6 Warzen, woraus sie die klebrichte Feuchtigkeit zu ihren Fäden hernehmen.

Bekanntlich haben fast alle Menschen, einige mehr, andere weniger, einen Abscheu gegen diese, wenigstens bey uns ganz unschuldigen Thiere. Es ist ausgemacht, daß diese Antipathie nicht in der Natur liegt, sondern, daß sie sich vielmehr aus Vorurtheilen herschreibt, die gleichsam mit der Muttermilch eingefogen werden; so wie der Abscheu gegen andere unschädliche Thiere, z. B. Kröten. Unwissende und abergläubische Mütter, Ammen und Kinderwärterinnen suchen geflissentlich recht früh den Kindern bey dem Anblick einer Maus, Kröte, Spinne u. s. w. das Vorurtheil einzureden, daß diese Thiere giftig seyen. Ist es Wunder, daß sich solche irrige Meinungen, solche Vorurtheile bey den Menschen so festsetzen, daß die unangenehmen Empfindungen und Vorstellungen, welche sie erwecken, in der Folge oft durch die beste Ueberzeugung vom Gegentheil nicht ganz weggeschafft werden können? Daß sich der unnatürliche, ungerechte Abscheu gegen die Spinne und andere Thiere so lange unter uns

gleichsam fortgepflanzt hat, ist bloß der Leichtgläubigkeit unserer Vorfahren zuzuschreiben, welche die Spinnen nicht nur für giftig, sondern sogar für verlarvte böse Geister hielten, die nichts als Unglück brächten. Es ist Zeit, daß wir der bessern Einsicht und Naturerkenntniß folgen, und auf unsere Kinder und Nachkommen keinen unverdienten Ekel und Abscheu gegen ein unschuldiges Geschöpf fortpflanzen! Die Spinnen unserer Gegenden sind keinesweges giftig. *)

Man kann sich davon bald selbst überzeugen, wenn man sich von einer Spinne beißen läßt. Auch die größte hiesige bräunliche Kreuzspinne, welche starke Frefzangen hat, und mit denselben durch die Haut des Fingers beißt, so, daß das Blut hervortritt, vergiftet nicht durch ihren Biß. Sie läßt zwar in die Wunde — die aber nicht größer als der Stich von einer feinen Nadel ist — ein feines Tröpfchen eines halb durchsichtigen ätzenden Saftes fließen, der, auf die Zunge genommen, merklich beißt, und so ebenfalls in der Wunde einigen Schmerz verursacht; allein dieser Schmerz ist sehr gering und von kurzer Dauer. Ein Stich von einer Biene oder einer Wespe ist viel empfindlicher. Nach dem Spinnenbisse sieht man auch nicht die mindeste Veränderung der Haut erfolgen. Fliegen und ähnlichen kleinen Insekten ist der Biß solcher Spinnen allerdings tödtlich; oft sieht man sie bald vom Bisse sterben; doch zuweilen sumsen sie auch noch lange in Spinnengewebe herum, und entkommen auch wohl gar noch dem Feinde, wenn sie auch schon gebissen waren. Es scheint hier viel auf die Stellen des Leibes anzukommen, in welche sie gebissen werden.

Die Spinnen sind, als wahre Raubthiere, ungesellig und feindselig, sogar gegen ihres Gleichen. Dies sieht man dann besonders, wenn zwei in Ein Gewebe kommen; da muß gewöhnlich eine ihren Geist aufgeben, wenn sie nicht, als die Schwächere entriren kann. Wie sehr die Spinnen einander scheuen und fürchten, sieht man zur Verwunderung daraus, daß nicht einmal der mächtige Geschlechtstrieb ihre gegenseitige Furcht unterdrückt. Zu der Zeit, wenn das Männchen den Trieb zur Paarung fühlt, nähert es sich nur mit langsamen und abgemessenen Schritten dem Gewebe des Weibchens, furchsam berührt es dasselbe mit seinen Armen; aber tritt auch sogleich plötzlich und schüchtern zurück. Oftmals wird der Versuch wiederholt, um sich erst von der Willigkeit des andern Theils zu versichern. Zeigt sich endlich das Weibchen durch sein Stillstehen zur Vereinigung geneigt, so tritt das Männchen näher, sügt seine Arme (Fühlfäden), an welchen oben die Geschlechtstheile befindlich sind, in die Oeffnung unter der Brust des Weibchens, befruchtet sie, und eilt auch sogleich das Gewebe zu verlassen, weil es sonst in Lebensgefahr kommt.

*) Neuere Aerzte wollen jedoch bemerkt haben, daß der durch Wärme herausgelockte Saft der Kreuzspinne, wenn er in warme Speisen fällt, schädlich sey.

Alles dieses gründet sich auf sorgfältige und mühsame Beobachtungen. Was aber die bekannten Erzählungen von den Feindseligkeiten der Spinne, insonderheit der Kreuzspinne, gegen Schlangen und Kröten betrifft, so sind das ebenfalls Märchen. Da es indessen auch in unsern Tagen noch Personen gibt, die jene Dinge für wahr annehmen und dafür streiten; so kann sie folgender Versuch, welchen der unsterbliche Naturforscher Linné anstellte, von ihrem Irrthum überführen. Er nahm eine Kröte, setzte auf den Rücken derselben eine große Kreuzspinne — von welcher man vorgibt, daß sie, sobald sie die Kröte erblickt, selbst sogar aus ihrem Gewebe laufe, und sich auf die Kröte setze, sie beiße und ihr das Gift aussauge — allein es erfolgte kein Biß, die Spinne zeigte auch nicht die mindeste Lust, sich mit der Kröte in Kampf einzulassen.

Die Art, wie sich die Spinnen vermehren, ist die bey den meisten Insekten gewöhnliche. Das Weibchen legt nach der Begattung einige hundert Eyer, welche sie in einen Sack einspinnet. Diesen Sack bringt sie an einen sichern Ort in Verwahrung, und im Frühlinge schlüpfen die Jungen aus, welche bald, jede für sich, ihre eigene Wirtschaft anfangen. Die Jungen wachsen ziemlich schnell heran, wenn sie im Fangen glücklich sind und gute Nahrung finden. Sie häuten sich des Jahres einmal, daher sieht man auch an Orten, wo Spinnen sind, viele ausgestreifte Bälge hängen. — Da die Spinnen nicht leicht aus ihren Netzen gehen, wenn es Webespinnen sind, so kann man denken, daß sie oft lange warten müssen, ehe sie etwas fangen. Bisweilen vergehen mehrere Monate, ehe sich ein Insekt in das Netz verirrt; und dennoch verliert die Spinne nach einem halbjährigen Fasten nicht das mindeste von ihrer Lebhaftigkeit. Sie läuft noch eben so schnell auf und ab; nur schrumpft sie ein und wird mager.

So unglaublich es scheint, daß Frauenzimmer einen solchen Abscheu vor Spinnen haben, daß sie — gewiß nicht immer aus Affectation — bey dem Anblick derselben, oder wenn ihnen eine über die Hand läuft, in Ohnmacht fallen; so kommt es einem doch fast noch unglaublicher vor, daß es unter uns, wo der Abscheu gegen Spinnen so groß ist, dennoch Personen geben könne, welche sie mit Appetit essen *). Es gibt deren hie und da mehrere. De la Hire versichert, daß er ein Mädchen gekannt habe, welche die Spinnen im Garten und sonst begierig aufsuchte und aß. Auch die bekannte Anna v. Schurmann aß sie sehr gern. Weniger wundert man sich, daß die Buschmänner auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und andere Nationen in Afrika sehr gern Spinnen essen, und die Weiber der Kamtschadalen sie verschlucken, in der Meinung, daß sie dadurch fruchtbar würden.

Außer dem, daß die Spinnen viel beschwerliches Ungeziefer wegsaugen, bringen sie uns weiter keinen Nutzen. Man hat zwar in Frankreich den Versuch gemacht, aus

*) So hat auch ein Freund von mir Jemanden gekannt, den ein unwiderstehliches Gelüste nach — Raupen beherrschte.

Spinnenweben seidenähnliche Zeuge zu verfertigen — welcher auch gelungen ist — allein es war dieß mehr Neugierde, als Spekulation auf Vortheile, die wohl schwerlich je davon zu erwarten sind.

Unter den ausländischen Spinnen findet man die größten. Hierzu gehört denn auch

Die Surinamische oder Busch = Spinne.

(*Aranca avicularia*)

Sie ist mit ausgestreckten Beinen fast so groß, wie eine mittelmäßige Faust. An den Füßen hat sie starke hornartige Krallen; die Füße selbst sind stark behaart, und die Fußsohlen spielen mit schönen Goldfarben. Der Biß mit ihren furchtbaren Fängen ist nicht eben tödtlich, wenn nicht besondere Umstände hinzukommen; aber er kann wenigstens eine gefährliche Entzündung verursachen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in einer gewissen Gattung von Ameisen, welche in Westindien, wo die Spinne lebt, großen Schaden thun. Ihr Gewebe ist so fest, daß, wenn ein Colibri sich darin verwickelt, er es nicht leicht durchreißen kann, sondern von der Bewohnerin gefangen und ausgezogen wird. Die Spinne begnügt sich aber nicht bloß damit, daß sie die in ihr Netz verwickelten Colibris tödtet, sondern sie überfällt dieselben auch sogar in ihren Nestern beim Brüten, und saugt entweder die Vögel oder ihre Eyer aus. Sie selbst wird von den großen wandernden Ameisen angefallen und verzehrt.

Die Tarantel.

(*Aranca Tarantula*.)

Diese Spinne führt ihren Namen von der Stadt Tarent in Italien, in deren Gegend sie sich besonders häufig findet. Sie ist größer als unsere hiesigen Kreuzspinnen, auch viel stärker und muthiger. Einige Arten sind sehr behaart und rauh, andere hingegen glatt; auch an Farbe sind sie verschieden: es gibt gelbbraunliche, schwarze, braune &c.

Sie wohnen in Löchern in der Erde, in Ritzen alter Gemäuer, und machen sich ein Gewebe, in welchem sie zu ihrer Nahrung Insekten, besonders Fliegen fangen. Den Winter über verkriechen sie sich in der Erde.

Das Weibchen legt etwa 50 bis 60 Eyer auf einmal; diese behält sie in einem Beutel unter ihrem Leibe, bis die Jungen ausgeschlüpfen, und für sich selbst bestehen können.

Diese Spinne ist der Mährchen wegen berühmt, welche man sonst von ihr als Wahrheit erzählte. Man sagte, wenn ein Mensch von einer Tarantel gebissen würde, so geriethe er dadurch in eine Art von Raserey, würde krank, und müßte zu Bette liegen. Von dieser Raserey könnte er nun nicht anders, als durch Musik und Tanz geheilet werden. Zu dem Ende müße man dem Kranken auf verschiedenen Instrumenten verschiedene Arien vorspielen. Wenn nun die gespielt würden, an welchen der Kranke ein besonderes Wohlgefallen fände, so brächte ihn das in solchen Affekt, daß er augenblicklich aus dem Bette aufspränge, und so lange umher tanzte, bis er außer Athem sey und heftig schwitze; dann setze oder lege er sich hin, und sey geheilt. Daß die ganze Sache eine Erdichtung sey, bedarf keiner Erwähnung. Zu Rom und an andern Orten Italiens fürchtet man die Tarantel gar nicht, weil man noch kein Beyspiel weiß, daß ihr Biß Jemanden geschadet hat. Zur Zeit der Aernte belästiget sie freylich den Landmann, der oft von ihr gebissen wird, und da gerade zu der Zeit die Hitze groß ist, so entzündet sich die Wunde leicht, und zieht dann bisweilen üble Folgen nach sich. Allein dazu braucht das Insekt eben nicht so giftig zu seyn, wie man behauptet; andere Insekten-Stiche und Bisse entzündeten sich unter gewissen Umständen in der heißen Jahreszeit ebenfalls.

In den ökonomischen Heften (B. I. Heft 1. S. 119.) erzählt ein Reisender von der Wirkung des Stichs der Tarantel folgendes: Als ich zu Neapel war, wünschte ich die Wirkung zu sehen, welche der Stich der Tarantel hervorbrächte. Mein Wirth brachte bald einen Menschen zu mir, der sogleich, als er mich sahe, seine Hand ausstreckte, und sagte: Wo sind die Taranteln? ich will mich stechen lassen. Er setzte hinzu, daß er die Folgen des Stichs gar nicht fürchte, und daß er ein sicheres Gegenmittel habe. Dieß Gegenmittel war eine Flasche Wein, die er mitgebracht hatte. Ich ließ nun meine Taranteln heraus. Der Mann streckte sogleich seinen Finger nach einer hin; diese schwoll vor Wuth auf, sprang auf den Finger zu und biß ihren Feind. Ich behielt den Mann bey mir, und bemerkte, daß seine Hand geschwollen war, und hörte auch von ihm, daß ihm der Finger sehr juckte. An der Stelle, wo der Finger gebissen war, sah man durchs Mikroskop zwey Risse, welche durch das gewaltsame Zusammenzwicken des Insekts entstanden waren. Nach einigen Tagen war die Wunde ohne alle Hülfsmittel geheilt. Die Flasche Wein hatte der Mensch getrunken, um seine Sinne zu benebeln, weil, wie er sagte, das Jucken so stark sey, daß man es ohne Betrauschung nicht aushalten könne.

Die Curassao- oder Orange = Spinne.

(*Aranea Curassavica.*)

Diese Spinne ist nicht größer als unsere gewöhnliche Kreuzspinne; aber sehr giftig. Ihr ganzer Körper ist dunkelbraun, auch die Füße, deren sie nur sechs hat, sind von dieser Farbe. Auf dem Rücken hat sie einen orangefarbenen Punkt, wovon sie auch Orangespinne heißt. Sie wohnt in der Erde unter den Pflanzenwurzeln, und lebt von allerley Insekten. Die antillische Insel Curassao ist ihre eigentliche Heimat. Wenn sie einen Menschen beißt, so vergiftet sie ihn so, daß er wahnsinnig wird, Konvulsionen bekommt, und, wenn er keine schleunige Hülfe erhält, sterben muß.

Der Scorpion.

(*Scorpio.*)

Dieses Insekt hat der Gestalt nach mit dem Krebse die größte Ähnlichkeit. Er hat, wie dieser, acht Füße, vorn zwey Scheeren oder Klauen, womit er seinen Raub faßt und festhält; ferner einen verlängerten Schwanz, in Glieder getheilt; endlich gleicht er auch darin dem Krebse, daß er, wie dieser, seine Schaafe oder Haut jährlich abwirft; selbst in der Lebensart hat er Manches mit ihm gemein. Doch fehlt es auch nicht an Merkmalen, welche ihn hinlänglich von dem Krebse unterscheiden. Seine Augen stehen ganz anders, als bey dem Krebse; ferner ist sein Schwanz mit einem gebogenen Stachel bewaffnet, welcher unten zwey längliche Rippen hat. Am Ende des Schwanzes liegt eine kleine Blase, in welcher sich ein giftiger Saft sammelt. Wenn der Scorpion sticht, so läßt er aus diesem Giftbläschen einen feinen Tropfen Gift in die Wunde fließen.

Man kennt etwa acht Sattungen Scorpione, welche an Größe und Farbe sehr verschieden sind. Die größten wohnen in den heißen Ländern von Asien und Afrika. Auch in Amerika gibt es große. Die europäischen, welche man besonders in Italien, auch im südlichen Frankreich, in Spanien &c. findet, sind (den Schwanz nicht mit gemessen, wel-

cher fast eben so lang ist, als der Leib) etwa einen Zoll lang; allein in Amerika, Afrika und Asien erreichen einige wohl eine Länge von vier bis fünf Zoll. In Ansehung der Farbe gibt es braunrothe, schwarze, auch gelbliche; doch ist die Farbe nicht zu jederzeit dieselbe, sondern sie richtet sich nach dem Alter und nach andern Umständen.

Ihr Aufenthalt ist an feuchten, kühlen Orten, wo die Sonne nicht hinscheint. Unter Steinen, wo es feucht ist, in Kellern, feuchten Kammern, und in Spalten neben Thüren und Fenstern, trifft man sie in Italien und andern südlichen Ländern Europens an. Sie kriechen besonders des Nachts umher, sind ziemlich langsam, und bewegen sich im Kriechen etwas seitwärts. Ihre Nahrung besteht in allerley Gewürmen, Fliegen, Spinnen, Schaben und dergleichen. Sie fassen ihren Raub an, fassen ihn mit den scheerenförmigen Klauen, oder eigentlichen Fressspitzen, zerreißen ihn, und fressen ihn auf.

Die Weibchen sind größer und dicker, als die Männchen, und man behauptet, daß sie ihre Jungen lebendig zur Welt bringen. Dies scheint auch gegründet zu seyn, weil mehrere Naturforscher es bezeugen. Ein Weibchen, welches nebst mehreren Scorpionen in einem Glase eingesperrt war, gebar einige dreyßig wohlgestaltete Junge von milchweißer Farbe, die sich aber von Tage zu Tage ins Braune verlor.

Was den Stich des Scorpions betrifft, weshalb das Thier so verschrien ist, so bringt er denselben, wie schon gesagt, mit der halbmondförmigen Schwanzspitze an, und läßt zugleich aus der Giftblase eine weiße giftige Feuchtigkeit in die Wunde fließen, welche dieselbe bald mehr, bald weniger schmerzhaft und gefährlich macht. Die Gefährlichkeit und Schädlichkeit des Scorpionstiches beruht auf dem Klima, der Jahreszeit — je heißer, desto schlimmer — und dem Grade der Wuth des gereizten Thiers. Hiernächst kommt es auch noch auf besondere Umstände an, z. B. auf Behandlung der Wunden etc. Es wird versichert, daß selbst in Ostindien unter gewissen Umständen der Scorpionstich kaum so gefährlich sey, als der Stich einer Wespe oder Biene.

Herr von Maupertuis hat mit Scorpionen, die sich in der Gegend von Montpellier finden, einige interessante Versuche gemacht. Unter andern ließ er einen Hund drey bis viermal von einem vorher gereizten Scorpion stechen, und zwar unten am Bauche, wo das Fell dünne und ohne Haare ist. Nach einer Stunde schwoll der Hund auf, und taumelte, gab alles, was er im Magen und in den Eingeweiden hatte, von sich, und nun floß innerhalb drey Stunden von Zeit zu Zeit eine Art von klebrigem Geiser oder Schleime aus dem Maule. Nach jedesmaliger Ausleerung wurde der aufgeschwollene Leib wieder dünner, und schwoll nach und nach wieder an, bis das Thier sich aufs neue erbrach. Hierauf erfolgten Konvulsionen, das Thier reckte sich aus und starb fünf Stunden nach dem Stiche. An dem Ort des Leibes, wo der Stich hingekommen war, sah man nur ein kleines rothes Fleckchen mit Blut unterlaufen; der ganze Leib war aufgeschwollen.

Ihr
dieser
anges
erley
einen
mmt,

r hat,
t und
auch
bst in
Merk-
ganz
ewaff-
kleine
hßt er

r ver-
Auch
ch im
wet-

Einige Tage nachher ließ Maupertuis einen andern Hund fünf bis sechsmal an eben dem Orte stechen; aber es erfolgte nichts. Er wiederholte die Stiche, und nahm dazu andere Scorpionen männlichen und weiblichen Geschlechts, und ließ so nach und nach sieben Hunde stechen; allein man sah keine Spur von Wirkung des Giftes; die Hunde fraßen wie gewöhnlich, und befanden sich wohl. Endlich ließ er auch junge Hühner stechen, unter den Flügeln und unter der Brust; aber kein einziges dieser Thierchen gab ein Zeichen einer Krankheit von sich.

Aus diesen und ähnlichen Erfahrungen scheint zu erhellen, daß der Scorpionstich zwar allerdings gefährlich, ja selbst tödtlich werden könne, wenn gewisse Umstände dabey eintreten, die sich aber freylich schwer bestimmen lassen; indessen sind solche Fälle doch nur selten.

In den Gegenden, wo die Scorpionen einheimisch sind, kennt der Mensch ein sehr simples, aber kräftiges Gegengift, welches ihn gegen alle schlimme Folgen des Stiches sicher stellt. Es ist der Scorpion selbst, der dieses Gegengift liefert. Wird jemand vom Scorpion gestochen, so tödtet und zerdrückt er ihn sogleich auf der Wunde, oder kann er seiner nicht habhaft werden, so wird die Wunde mit Scorpionöl eingerieben, welches nichts anders als Baumöl ist, in welchem man einen oder mehrere Scorpionen getödtet und darin liegen gelassen hat.

Dies Scorpionöl, mit welchem ordentlicher Handel getrieben wird, pflegt auch noch zu andern Kuren in der Arzneykunst gebraucht zu werden.

Die Alten fabelten auch von den Scorpionen allerley; sie übertrieben wenigstens manche Umstände so, daß ihre Aussagen ans Fabelhafte gränzen. Aelian und selbst Plinius, ist davon nicht frey. Maupertuis, der die Scorpionen sorgfältig beobachtete, und verschiedene Experimente damit anstellte, hat das Uebertriebene gemildert und auf Wahrheit zurückgeführt.

Unter andern hat er denn auch ihr Naturell — wenn man vom Insekt so sagen darf — studiret, von dessen Sonderbarkeit und Grausamkeit die Alten viel Unrichtiges behaupteten. Er fand allerdings, daß die Scorpione sogar gegen ihre eigenen Jungen grausam sind. Ein Weibchen, das in ein Glas eingesperrt war, fraß die Jungen, so wie sie dieselben geboren hatte. Die Scorpionen folgen keinen Gesetzen der geselligen Verträglichkeit unter einander. Sie machen es wie die Spinnen.

Hundert Scorpionen, welche Maupertuis beyammen einsperrte, fraßen sich unter einander ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter auf; nach kurzer Zeit waren von hundert nur noch vierzig übrig.

Dies thaten sie auch, wenn er ihnen gleich andere Nahrung, z. B. Fliegen, Spinnen u. s. w. hineingab. Spinnen fraßen sie besonders gern. An eine dicke Spinne, die er ihnen hinwarf, machten sich drey bis vier Scorpione, und z horten sie auf.

Ueberhaupt zeigen die Scorpione viel Kraft und Muth gegen die Spinnen. Ein kleiner Scorpion fällt eine Spinne an, die viel größer ist als er; ist sie ihm zu stark, so sichts und tödtet er sie, ehe er sie verzehret. Bisweilen soll die Spinne versuchen, den Scorpion in ihr Gewebe zu verstricken, dieser aber ihr die Füße mit seinen Fresszangen abkneipen, und sich alsdann des verstümmelten Kumpfes leicht bemächtigen.

Unter den hier abgebildeten Scorpionen zeichnet sich der indianische (*Scorp. afr.*) durch seine Größe von andern aus. Seine Länge erstreckt sich vom Kopf bis zum Schwanz auf vier Zoll und drüber. Er ist also ungefähr so groß, wie ein mittelmäßiger Krebs. Der Schwanz, welcher aus sechs beweglichen Gliedern besteht, ist fast eben so lang als der Leib; an demselben sitzt unten der halbmondförmige Stachel. Die den Krebszschereen ähnlichen Fresswerkzeuge sind nicht viel kürzer, als der Schwanz. Das ganze Thier hat also eine ansehnliche Länge, wenn es diese Schereen ausstreckt. Die Farbe seines Körpers ist braun, an einigen Stellen fällt sie ins Röthliche.

Ostindien und die heißen Gegenden in Afrika sind sein Vaterland.

Sein Stich ist bisweilen gefährlich, ja tödtlich, bisweilen schadet er wenig oder nichts, je nachdem die Umstände sind.

Ihm folgt in der Größe der westindische oder amerikanische Scorpion (*Scorp. americ.*) Dieser ist etwas kleiner als der vorige, wird aber für noch giftiger gehalten. In der körperlichen Beschaffenheit gleicht er jenem übrigens ganz, doch sind seine Fresszangen etwas anders gestaltet.

Die dritte Gattung von den hier abgebildeten (*Scorpio europaeus*) ist unter allen der kleinste. Er hält sich im untern und mittlern Italien häufig auf, wo er bisweilen gefährlich wird, besonders bei großer Sommerhitze. Oft soll er nach den Betten kriechen, weshalb man sehr vorsichtig dieselben durchsuchen muß. Die europäischen Scorpione sind zwar so ziemlich an Größe einander gleich, aber an Farbe desto mehr verschieden; es giebt gelbliche, braune, schwärzliche u. s. w.